

Rana Ahmad • Frauen dürfen hier nicht träumen

Rana Ahmad
mit Sarah Borufka

Frauen dürfen hier nicht träumen

Mein Ausbruch aus Saudi-Arabien,
mein Weg in die Freiheit

btb

*Für meinen Vater, der immer an mich geglaubt hat
und mir das Gefühl gegeben hat, ich bin etwas Besonderes.
Für alle, die ihr Leben ändern wollen,
aber noch nicht daran glauben, dass sie es können.
Dieses Buch ist für euch.*

Prolog

Als ich über die Straße gehe, höre ich Vögel singen, sonst ist es ganz still, mitten in Köln. Mein Nachbar kommt mir auf dem Zebrastreifen entgegen und grüßt mich freundlich. Die Sonne scheint, ich freue mich über die ersten Knospen und zarten hellgrünen Blätter an den Bäumen und Sträuchern, atme die warme Luft ein. Viele Cafés haben Tische und Stühle herausgestellt, mir kommen Männer in kurzen Hosen und Frauen in bunten Sommerkleidern entgegen. Ein Mädchen fährt auf ihrem Fahrrad an mir vorbei, ich schaue ihr nach. Sie lächelt. Ich mag es sehr, wie die Menschen hier in Deutschland den Frühling genießen. Der Tag ist hell und leicht, doch als ich das Schild sehe, das neben Kaltgetränken, Tabakwaren und Süßwaren auch »International Calls and Internet« bewirbt, werde ich, ohne es zu wollen, langsamer. Ich atme noch einmal tief ein, dann trete ich aus dem hellen Tag in den dunklen Laden. Hinter dem Verkaufstresen mit Schokoriegeln, Kaugummis und Gummibärchen sitzt ein Mann, der, wie ich, aussieht, als hätte er keine deutschen Wurzeln. Er blickt mich fragend an. Für einen Moment habe ich vergessen, dass er nicht wissen kann, was ich will. »Einmal telefonieren, bitte«, sage ich schließlich. »Inland oder Ausland?«, fragt der Mann. »Ausland«, sage ich schnell. »Saudi-Arabien«, füge ich vor lauter Aufregung hinzu. Das interessiert ihn nicht.

Er zuckt mit den Schultern, deutet auf eine Reihe mit Rechnern, wo schon ein Mann mit Headset sitzt und laut telefoniert. »Oder in die Kabine?«, fragt er. Erleichtert sage ich: »Die Kabine, bitte«, denn ich möchte unter keinen Umständen, dass mich jemand hören kann. Auf dieses Gespräch habe ich monatelang gewartet, ich möchte wirklich nicht gestört werden, dieser Anruf ist zu wichtig. Der Mann nickt und sagt: »Ist freigeschaltet.«

Ich betrete die Telefonkabine, die fast schon absurd klein ist. Das altmodische Telefon wirkt ganz abgenutzt. Es sieht aus wie aus der Zeit gefallen, weil alle Handys haben: Der Telefonkasten hat silberne Tasten aus Metall, in die schwarze Ziffern geprägt sind. Die Tasten Zwei und Fünf sind schon ziemlich abgegriffen. Vom schwarzen Plastikhörer hängt eine silberne Schnur, die aussieht wie ein zu dünner Duschschauch. Die Wände der Kabine sind dunkel, vielleicht aus lackiertem Sperrholz, ich kann es nicht genau erkennen. Menschen haben mit hellem Filzstift Kritzeleien hinterlassen, die üblichen Schmierereien und albernen Sprüche. Ich krame das Handy aus meiner Tasche, drehe dem Mann am Computer, der völlig in sich versunken auf den Bildschirm starrt, den Rücken zu und bin froh, dass er Kopfhörer trägt. Die Kabine ist nicht schalldicht. Unter der Glastür ist ein kleiner Schlitz, oben ist die Kabine offen. Meine Hände zittern, als ich beginne, die Nummer aus meinem Handy in den alten Telefonapparat zu tippen. Der Anruf darf nicht auf mich zurückgeführt werden, das wäre zu gefährlich. Deshalb bin ich hier. Ich rufe nicht zu Hause auf dem Festnetz an. Ich habe Angst, dass meine Mutter abhebt. Was soll ich dann sagen? Nein, das Risiko ist zu groß. Ich versuche, tief und regelmäßig ein- und auszuatmen. Ich bin so aufgeregt, dass ich mich zweimal vertippe, ehe ich endlich die richtige Nummer wähle. Meine Hände zittern. Es ist nur ein Telefongespräch,

Rana, sage ich mir, und versuche, mich zu beruhigen. Ich atme noch einmal tief durch, bevor ich die letzte Ziffer eingebe. Ich hebe den Hörer an mein Ohr. Mir ist ein bisschen schlecht. Es ist viel zu heiß in dem kleinen Raum. Es riecht so, als hätte hier vor sehr langer Zeit jemand Kette geraucht. Ich versuche, weiter langsam und kontrolliert zu atmen, um die Übelkeit wegzuschieben. Einen Augenblick lang scheint die Leitung tot zu sein, obwohl ich mir sicher bin, dass ich die richtige Nummer eingegeben habe. Es scheint ewig zu dauern, ehe das Signal ertönt. Was ich vorhin noch hinauszögern wollte, geht mir jetzt nicht schnell genug. Dann endlich klingelt es. Ein langes Tuten, zwei, drei, vier, fünf... Es klingelt und klingelt, aber niemand hebt ab. Nach dem sechsten oder siebten Ton habe ich die Hoffnung aufgegeben, aber ich drücke den Hörer weiter gegen mein Ohr und starre auf das schäbige Münztelefon. Ich kann nicht auflegen, obwohl klar ist, dass sich niemand melden wird. Ich habe in den letzten Wochen unzählige Szenarien durchgespielt, wie dieser Anruf ablaufen könnte. Dass mein Vater nicht abhebt, war keines davon. Enttäuscht lege ich auf. Ich bin den Tränen nahe. Was soll ich jetzt machen? Ehe ich darüber nachdenken kann, klingelt es. Ich starre den Apparat einige Sekunden einfach nur an, ehe ich begreife. Dann nehme ich den Hörer wieder ab, halte ihn an mein Ohr, alles passiert auf einmal in Zeitlupe. »Papa?«, frage ich. Wie komisch es sich anfühlt, dieses Wort zu sagen. Als ich es ausspreche, merke ich, wie lange ich es nicht mehr gesagt habe. »Rana?«, sagt die Stimme am anderen Ende der Leitung. Eine Stimme, deren Klang ich fast schon vergessen hatte, und die ich, das merke ich jetzt, trotzdem auch in zehn und in zwanzig Jahren noch unter tausend anderen erkennen werde. Weil sie Gefühle in mir auslöst, die so tief sind, so verankert in meinem Unterbewusstsein, dass ich wehrlos bin, als sie

über mich hereinbrechen. Das da, an diesem Telefon in einem Internetcafé in Deutschland, ist mein Vater. Er ist es wirklich. Mir wird schwindlig. Ich kann überhaupt nichts denken. Erst recht nicht sprechen. Auch am anderen Ende der Leitung ist es still, als wären wir beide schon nach den ersten zwei Worten zu erschrocken, um weiterzusprechen. »Lulu, mein Herz!«, höre ich meinen Vater in die Stille der Leitung sagen. Er spricht ruhig, mit Bedacht, wie immer, vielleicht ein bisschen leiser als sonst. Da ist sie auf einmal wieder, die Wärme in seiner tiefen Stimme, deren Klang mich begleitet, seitdem ich lebe. Es ist noch etwas anderes darin, eine tiefe Erleichterung, wie sie sich nur über einen Menschen legen kann, der unendlich erschöpft ist. Lulu. Wie lange mich niemand mehr so genannt hat. Lulu ist mein Kosename. Manchmal hat meine Mutter ihn verwendet. Aber vor allem war es mein Vater, für den ich Lulu war, seine kleine Tochter, auch Jahre, nachdem ich schon volljährig war.

Seine wenigen Worte treffen mich unvermittelt. Meine Knie werden schwach. Ich fühle mich, als würde ich gleich wegsacken. Meine Brust fühlt sich an, als sei darin eine Schnur fest gespannt, die jeden Moment reißen muss. Die Stimme meines Vaters und das Gefühl der Vertrautheit, das mich auf einmal überrollt, erschüttern mich. Meine mühsam antrainierte Selbstbeherrschung, die lange geübte Fähigkeit, meine Sehnsucht und die Erinnerungen an mein früheres Leben ganz weit von mir wegzuschieben, sind mit einem Satz meines Vaters zerbrochen.

Ich habe meinen Vater das letzte Mal vor zwei Jahren gesehen. Ich weiß, dass er mir inzwischen Hunderte Mails geschickt hat, aber ich habe es vermieden, sie alle zu lesen. Vielleicht habe ich gehaut, dass mich dann ein Schwindel erfasst, den ich nicht aushalte, dass die Wunden sich wieder öffnen. Ich habe nicht mehr mit ihm gesprochen, seitdem ich, ohne ein Wort zu sagen,

von einem auf den anderen Tag verschwunden bin. »Papa!«, sage ich jetzt noch einmal in den Hörer. Und dann reden wir. Er stellt mir so viele Fragen. Wo ich bin. Ob es mir gut geht. Mit wem ich meine Zeit verbringe. Was ich den ganzen Tag mache. Er klingt unendlich erleichtert darüber, mich zu hören. »Papa, mach dir keine Sorgen«, versichere ich ihm. Und gerate ins Stocken. Wo ich bin und was ich mache, soll er eigentlich nicht wissen. Es wäre zu gefährlich. Als wüsste er, was ich denke, wartet mein Vater nicht auf Antworten. Er fragt einfach weiter. Ob ich Hilfe brauche. Ich versuche, ihn zu beruhigen. »Nein, Papa, mach dir bitte einfach keine Sorgen. Mir geht es gut, ich habe alles, was ich brauche«, sage ich. Zum ersten Mal seit zwei Jahren bin ich meinem Vater wieder nahe, kann ihm einfach nur zuhören. Er sagt mir, wie oft er an mich denken muss, erzählt, wie sein Tag war, ganz normale Dinge, die doch so weit entfernt sind. Und dann erzählt er von früher: »Weißt du noch, Lulu, wie du als kleines Mädchen immer gebettelt hast, dass du mit in den Supermarkt kommen darfst?«, fragt er. Das ist der Moment, in dem mir wirklich die Tränen kommen. »Du wolltest immer nur mitkommen, damit ich dir Süßigkeiten kaufe, weißt du das noch, diese kleinen durchsichtigen Plastikent, die mit pappsüßen Schokoladenbonbons mit weißer Milchcreme gefüllt waren? Du hast die Bonbons immer alle auf einmal gegessen, die Plastikfiguren gesammelt und in deinem Zimmer auf dem Regal über dem Bett aufgereiht«, sagt er, »weißt du noch?«. Wie könnte ich das jemals vergessen? Wie ich ihn anbetete und er schließlich schmunzelnd nachgibt. Wie er sagt: »Eines Tages bekommst du noch einen Zuckerschok!«, und lachend den Kopf schüttelt. Ich erinnere mich, wie ich mit ihm verhandele und darauf bestehe, dass wir Schokobonbons *und* Eis kaufen. Oder wie ich aufgeregt ins Wohnzimmer laufe, wo ich ungeduldig warte,

bis er endlich die Treppe herunterkommt, wir ins Auto steigen und losfahren. Mein Vater kann mir nie einen Wunsch abschlagen. Er kauft mir manchmal Spielzeug, eine Barbie oder einen braunen Teddybären, dem ich jeden Abend Gute Nacht wünsche. Er nimmt mich mit, wenn er in das große Einkaufszentrum fährt, wo es einen Laden mit Büchern und bunten Papierwaren gibt, vor dem er jedes Mal geduldig wartet, bis ich mir alles angesehen habe. Er kauft mir jedes Buch, das mir gefällt, Stifte, glitzerndes Papier, ein neues Federmäppchen. Wenn ich bei meinem Vater auf dem Beifahrersitz sitze, bin ich glücklich.

Die meiste Zeit verbringen wir in Riad in Einkaufszentren, in klimatisierten Wohnungen oder Büros, und natürlich im Auto. Auf der Straße sind wir fast nie. Man geht nirgendwohin zu Fuß. Vor allem im Sommer ist es unglaublich heiß. Alle Räume sind deshalb klimatisiert, es gibt eine klare Trennung zwischen Innenräumen und Außenwelt, das Leben in Riad spielt sich drinnen ab. Eigentlich tritt man nur vor die Tür, um ganz schnell ins Auto zu steigen. Riad ist eine von Sand umgebene Stadt, in der Luft scheint immer etwas Staub zu hängen. Es ist eine Millionenmetropole mitten in der Wüste, in der sich dreißig Grad im Sommer geradezu kühl anfühlen und die Temperatur im August auch mal auf fünfzig Grad klettert. Überall wird gebaut. Die Stadt wächst jeden Tag ein Stück weiter. Es riecht nach Teer, weil ständig Straßen ausgebessert werden müssen. Man hört Verkehrslärm und den Krach von Baustellen, nicht viel mehr. Keine Musik dringt aus den Fenstern der Wohnungen und Geschäfte wie in anderen Städten. Musik ist in der Öffentlichkeit verboten. Das Geräusch meiner Kindheit sind Autos, auch laute Lkws, die an mir vorbeifahren, während ich in unserem klimatisierten Wagen sitze. Manche Familien in Riad haben drei oder noch mehr Autos. Wir haben zwei Wagen. Einen, mit dem wir Aus-

flüge machen oder in Restaurants fahren, dieser Wagen ist ganz sauber. Mein Vater hat außerdem noch einen Pick-up, mit dem er zur Arbeit fährt und Besorgungen macht. Der ist innen ziemlich dreckig. Die Stadt meiner Kindheit ist ein Chaos aus Wolkenkratzern, verspiegelten Fassaden, sich stauenden Autos. In Riad gibt es auch kaum Tiere, das Klima ist selbst für die meisten Insekten zu heiß und trocken. Es gibt Mücken, aber keine Bienen oder Hummeln. Manchmal sehe ich kleine Vögel, aber Schmetterlinge findet man nur in wenigen Parks oder außerhalb der Stadt. Hunde kenne ich nur aus Zeichentrickfilmen. Im Islam gelten sie als unrein, das weiß ich. Auf den Straßen der Stadt leben wilde magere Katzen, aus deren Augen einem der Hunger ins Gesicht springt und die man nicht streicheln möchte, sondern meidet. Als ich sechs bin, machen wir mit meinen Eltern einen Ausflug in den Zoo. Es ist das erste Mal, dass ich Giraffen, Elefanten und Löwen sehe. Ich habe sie mir viel kleiner vorgestellt und habe Angst vor den riesigen Tieren, die mich aus den Gehegen anstarren. Mein Vater drückt meine Hand ganz fest. Das beruhigt mich ein wenig, aber ich bin trotzdem froh, als wir wieder ins Auto steigen und nach Hause fahren.

Das Viertel, in dem ich mit meinen Eltern und meinen Geschwistern wohne, heißt Hittin. Es ist ein Neubaugebiet im Nordwesten der Stadt. Hier ist das Leben etwas ruhiger, es gibt weniger Verkehr, und die Häuser ragen nicht in den Himmel, sondern haben eines, höchstens zwei Stockwerke.

Morgens ruft meine Mutter durchs Haus, dass wir Kinder aufstehen sollen. Dann macht sie uns Eier mit Käse und Oliven zum Frühstück. Manchmal gibt es auch Cornflakes, aber das ist selten, weil meine Mutter findet, die seien zu ungesund. Wenn ich aus dem Haus gehe, habe ich immer eine Trinkflasche mit Wasser dabei, weil es so warm ist, dass man ständig Durst hat.

Auf den Straßen gibt es auch Brunnen mit Trinkwasser, aber von denen dürfen nur Männer trinken. Kinder sind zu klein, um an den Hahn zu kommen, und Frauen dürfen sie nicht nutzen, weil sie zum Trinken ihren Schleier entfernen müssten. Als ich klein bin, frage ich meine Mutter einmal, warum alle erwachsenen Frauen sich verhüllen. Sie sagt: »Gott liebt uns, deswegen müssen wir uns bedecken. Männer dürfen uns nicht sehen.« Ich verstehe nicht wirklich, was das bedeutet, aber ich frage auch nicht weiter nach. An all das erinnere ich mich, als ich mit meinem Vater spreche, mitten in Köln, in dem Land, das mein neues Zuhause ist, weil ich in meinem alten nicht die sein durfte, die ich bin.

1.

Der Tag, an dem Großvater mein Fahrrad verschenkte

Ich weiß nicht, ab wann genau die Religion begann, in meinem Leben eine Rolle zu spielen. Sie war einfach immer da. Der erste *Ramadan*, an den ich eine Erinnerung habe, beginnt mit einem Lob, das mein Vater an meinen Bruder ausspricht: »Du bist ein guter Moslem, weil du fastest«, sagt er zu ihm. Ich bin eifersüchtig, dass mein Bruder gelobt wird und ich nicht. Deshalb beginne ich, es ihm gleichzutun und faste, genau wie er, was ich meinem Vater sofort erzähle. Er lächelt, ist genauso stolz auf mich wie auf meinen Bruder. Meine Welt ist wieder in Ordnung.

Viele Menschen sitzen während der Fastenzeit völlig schlapp in ihren Autos, ehe sie nach Hause kommen und sich ihr Abendessen zubereiten können, denn die Wege in Riad sind lang. Mit dem abendlichen *Adhan*, dem Gebetsruf, darf das Fasten gebrochen werden. Damit sie schon auf ihrem langen Heimweg etwas essen können, reichen Freiwillige den Menschen in den sich stauenden Autos im Berufsverkehr nach Sonnenuntergang umsonst Wasser und Brote durch die Autofenster. So können sie schon während der Fahrt etwas zu Kräften kommen, ehe sie zu Hause mit ihren Familien den *Iftar* essen, das üppige Abendessen, das zur Fastenzeit Sitte ist. Als Kind begeistert mich diese besondere Stimmung in der Stadt. In der Luft liegt etwas Festliches, das alle verbindet und sogar dazu führt, dass man Essen

geschenkt bekommt. Wer jedoch vor dem Fastenbrechen tagsüber auf der Straße etwas isst und dabei von der Religionspolizei erwischt wird, wird ausgepeitscht oder verhaftet. Denn das ist haram, eine Sünde. Ich mag den Ramadan trotzdem. Denn im Fernsehen kommen dann für Kinder neue Serien und spezielle Sendungen, die nur während der Fastenzeit ausgestrahlt werden.

Das Leben verschiebt sich zu Ramadan in die Nacht. Den Morgen beginnt man später als sonst, und erst abends werden die Menschen richtig wach. Eigentlich gibt es ausgerechnet zur Fastenzeit das beste Essen. Weil man den ganzen Tag gehungert hat, trifft man sich abends und schlemmt, die Frauen bereiten aufwendige Gerichte zu, für die sie sonst nicht die Muße haben. Ich schaue meiner Mutter mit großen Augen zu, wie sie Kabsa kocht, mein Lieblingsessen: knusprige Hähnchenschenkel mit Reis, Rosinen und Mandeln. Das ganze Haus riecht nach Zimt, Kardamom, Safran und Nelken, nach knusprigem Fleisch und frisch gedämpftem Reis. Es ist ein Geruch, in dem ich mich auflösen möchte, und irgendwie sind die Portionen, die meine Mutter auf den Tisch stellt, nie groß genug. Nach Sonnenuntergang beten wir, danach gibt es Berge von Essen, bis mein Bauch sich anfühlt, als würde er gleich platzen. Dann, kurz vor Mitternacht, ist es Zeit für das Nachtgebet, *Salat-ul-isha*. Während des Ramadans beten wir danach noch das *Tarawih*-Gebet. Es besteht aus zwanzig Einheiten und dauert deshalb lange. Als ich klein bin, frage ich mich oft, warum wir so viel und oft beten müssen. Ich bin meistens schon müde, wenn es Zeit ist für die Nachtgebete, deshalb bin ich irgendwie doch auch immer froh, wenn der *Ramadan* wieder vorbei ist.

Meine Eltern sind beide streng gläubig, genau wie meine Großeltern. Meine Mutter und mein Vater stammen beide aus Syrien, aus einem Vorort von Damaskus, der Jobar heißt. Jeder grüßt dort jeden, alle kennen einander. Mein Vater Hamd kommt aus einer wohlhabenden Familie mit zwanzig Geschwistern und wuchs gleich um die Ecke der Wohnung meiner Mutter auf. Als einer der ersten im Viertel hatte seine Familie einen Fernseher, in den Sechzigerjahren, als das in Syrien etwas wirklich Besonderes war. Mit Mitte zwanzig ging er, der einzige seiner vielen Brüder, der die Schule zu Ende gebracht und danach sogar noch ein Diplom in Verkehrsmessung abgeschlossen hatte, nach Saudi-Arabien. Er war auf der Suche nach Wohlstand und einem besseren Leben für sich und die Frau, von der er damals noch nichts wusste. Er arbeitete hart und viel, das weiß ich von meiner Großmutter. Er war ein Einwanderer, zu dem andere Einwanderer aufsahen.

Meine Mutter heißt Frah. Als junge Frau war sie so hübsch, dass alle wussten, sie würde eine richtig gute Partie machen. Sie wuchs als Jüngste von elf Geschwistern auf. Meine Mutter kommt aus einer sehr frommen Familie, die Gemüse und Obst anbaute. Früher ging sie manchmal mit, wenn ihre Mutter auf den Märkten in und vor Damaskus Gurken, Tomaten, Auberginen, Weintrauben und Erbsen verkaufte. Jetzt, da wir in Riad wohnen, besuchen wir ihre Eltern und die Eltern meines Vaters jeden Sommer. Die Ferien in Syrien sind etwas ganz Besonderes, meine Geschwister und ich freuen uns immer darauf, denn das Wetter ist milder dort, und nicht so drückend wie in Riad, wir dürfen auf der Straße spielen und viel Zeit mit unseren Großeltern verbringen. Es ist eine lange Reise von Riad nach Syrien, auf die ich immer ungeduldig hinfiebere.

In dem Sommer, in dem ich zehn Jahre alt bin und in die fünfte Klasse gehe, ist es am Morgen der Abreise wie jedes Jahr: Draußen ist es noch dunkel, und es ist viel zu früh, als Mutter uns weckt. Ich liege in meinem Bett und fühle ihre Hand auf meiner Schulter. Sie sagt viel zu laut: »Aufstehen, Rana!« Ich kneife die Augen zusammen und drehe mich weg. Neben mir quengelt mein Bruder. Er will auch noch nicht aufstehen. Wie spät ist es? Fünf Uhr, sechs?

Dann, schlaftrunken, ein erster Gedanke: Heute ist Donnerstag. Heute geht es los! Wir fahren den weiten Weg von Riad nach Damaskus, zu Großvater und Großmutter, zu unseren Onkeln, Tanten, Cousinen. Auf einmal bin ich ganz wach, springe aus dem Bett und renne die Treppen hinunter zu Papa. Er sieht meine weit aufgerissenen Augen, mein freudiges Lachen. Er lächelt. Beugt sich zu mir herunter, streichelt meine Wange und sagt leise: »Lulu, mein Schatz, schön, dass du schon wach bist.«

Als alle aufgestanden sind, ist es Zeit für das Morgengebet. Dreimal die Hände mit Wasser waschen, dreimal das Gesicht. Dreimal den Mund mit Wasser füllen, ausspucken. Dreimal die Füße waschen. *Wudhu*, die rituelle Waschung, ist vor jedem Gebet im Islam Pflicht. Man muss sauber sein für Gott. Ich kann mich noch an mein erstes Gebet erinnern. Ich war noch nicht eingeschult und beobachtete meinen Vater eines Morgens beim Beten. Weil ich immer das machen wollte, was er tat, ging ich zu ihm und ahmte seine Bewegungen nach. Als er fertig war, strich er mir stolz über die Wange. »Sehr gut, Rana, Allah ist stolz auf dich«, sagte er, und seine Augen strahlten mich an. Für einen gläubigen Moslem gibt es nichts Schöneres, als wenn das eigene Kind sich für den Islam interessiert, ehe es überhaupt den Religionsunterricht besucht. Dann weiß man, dass man alles richtig gemacht hat. Seit damals habe ich jeden Tag fünfmal gebe-

tet. Mit zehn Jahren bin ich schon so daran gewöhnt, dass ich das Ritual ganz automatisch abspule, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Im Wohnzimmer hat Mutter für jeden von uns einen Gebets-teppich ausgebreitet. Es ist halb sechs, die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Wir beten gemeinsam und doch jeder für sich. Die sieben Gebetshaltungen kann ich im Schlaf einnehmen. Ich bin stolz darauf, dass ich die *Al-Fatiha*, die erste Sure des Korans, ganz ohne Hilfe auswendig rezitieren kann.

Ich begreife nie so recht, warum wir beten. Ich erledige das Ritual wie das Zähneputzen am Morgen und am Abend, aber ich fühle mich dabei nicht so andächtig und von Gott ergriffen, wie ich denke, dass ich es tun sollte. Ich warte darauf, dass irgendwann der Moment eintritt, in dem ich etwas Großes fühle, in dem das Gebet mir wirklich etwas bedeutet. Doch das Einzige, was ich beim Beten spüre, ist eine Art Ehrfurcht angesichts des Ernstes und Gewichts der Worte, aus denen die Suren bestehen. Wenn wir die Teppiche zusammenrollen, schwöre ich mir manchmal, nie eine der Irrenden zu werden, die sich von der Religion entfernen oder gegen sie handeln, egal, was passiert. Ich will immer auf dem rechten Pfad gehen.

Die Sommerferien in Syrien sind zwar die schönste Zeit des Jahres, das liegt aber nicht daran, dass ich die Schule nicht mag. Ich glaube, es gibt kaum ein Mädchen in Riad, das sie so gerne besucht wie ich. Ich kann mich noch gut an den Tag erinnern, als mein Vater mir sagt, dass es nicht mehr lange dauern werde, bis ich meinen ersten Schultag habe. Es ist ein Mittwochnachmittag im September. Ich bin sechs Jahre alt und außer mir vor Freude. Schon davor war ich ein neugieriges und wissensdurstiges Kind. Ich konnte es kaum erwarten, schreiben zu lernen. Ich fragte

meinen Vater, wie man meinen Namen richtig schrieb. Als er es mir zeigte, übte ich so lange, bis ich es alleine konnte. Dann ließ ich mir von ihm zeigen, wie man den Namen meines Bruders und meiner kleinen Schwester schrieb. So kann ich in der ersten Klasse schon die Namen meiner ganzen Familie schreiben.

Mein erster Schultag ist einer der glücklichsten Tage in meinem Leben. Ich bin schon hellwach, ehe mein Wecker klingelt, und schlurfe in meinem Schlafanzug in die Küche. Als mich meine Mutter sieht, lacht sie und sagt: »Du kannst mit Nusaiwa alleine in die Schule gehen, oder ich komme mit und begleite euch, wie du möchtest.« Nusaiwa ist die Tochter unserer Nachbarin. Sie wohnt gleich nebenan und geht schon in die zweite Klasse. Ich will natürlich mit Nusaiwa alleine laufen. Als ich mit meinem rosa Cinderella-Schulranzen losgehe, fühle ich mich sehr erwachsen. Mein Vater hatte mir ein neues Federmäppchen geschenkt, einen Füller, Bleistifte und Buntstifte in allen Farben des Regenbogens. Nusaiwa und ich gehen Hand in Hand über die Straße, biegen zweimal ab, und schon stehen wir vor dem Gebäude, das ich bisher immer nur von außen gesehen habe, ein magischer Ort. In Saudi-Arabien haben die Schulen keine Namen. Sie sind durchnummeriert. Meine Schule trägt die Nummer 64. Ich habe eine Schuluniform an, ein strenges Kleid mit langen Ärmeln. Es ist aus grauem Baumwollstoff und hat einen Bubikragen, der mit weißer Spitze unterlegt ist, es hat eine doppelte Knopfleiste und einen dazu passenden Gürtel. So kleiden sich Schulanfängerinnen in Saudi-Arabien, als ich eingeschult werde. Meine Mutter hatte mir, nachdem ich sie tagelang darum gebeten hatte, an diesem Morgen die Haare so frisiert wie die meiner Lieblingsmanga-Heldin Lady. Als ich mit Nusaiwa in der Schule ankomme, will ich ihre Hand erst gar nicht loslassen. Ich habe auf einmal Angst, und ich fühle mich über-

fordert von den vielen Mädchen in dem kahlen Klassenraum. Zu Hause hatte ich mir die Schule als einen Ort vorgestellt, an dem alles rosa ist, wie ein riesiges Spielzimmer mit Teddybären, Puppen und Barbies. Aber hier ist alles ganz anders. Nusaiwa deutet auf einen Raum, ehe sie in ein anderes Klassenzimmer verschwindet. Auf einmal bin ich ganz alleine mit den vielen neuen Schülerinnen. Um mich herum sitzen dreißig Mädchen, die ich noch nie gesehen habe. Viele von ihnen kennen schon jemanden in der Klasse und unterhalten sich ganz aufgeregt. Nur ich nicht, ich kenne niemanden. Alles ist neu, laut, ungewohnt. Auf einmal fühle ich mich sehr verloren. Ich kann die Tränen nicht zurückhalten und hoffe, dass es keiner sieht. Als die Lehrerin Schokolade und Kekse für die Neuankömmlinge verteilt, bemerkt sie aber sofort, was mit mir los ist, und gibt mir einen Keks mehr. Bald weine ich in der Schule nicht mehr, ganz im Gegenteil, ich freue mich immer schon am Abend auf den nächsten Schultag. Ich mag alle Fächer, aber am meisten Spaß habe ich an Mathe und Biologie. In der großen Pause kaufen meine Freundinnen und ich uns immer etwas am Imbissfenster, Chips oder ein Sandwich und eine Miranda. Am Anfang versucht meine Mutter noch, mir Brote einzupacken, aber ich bringe sie immer ungegessen wieder mit nach Hause. Es ist viel zu schön und aufregend, mir jeden Morgen etwas auszusuchen, was ich am Fenster kaufen kann.

Das wichtigste Fach in einer saudischen Schule ist der Koran-Unterricht. Unsere Lehrerin erzählt uns in so glühenden Worten vom Propheten Mohammed, dass wir alle beginnen, für ihn zu schwärmen wie für ein unerreichbares Idol, das man aus der Ferne anhimmelt. Nach der Schule laufe ich immer mit Nusaiwa nach Hause. Dort gehe ich sofort zu meiner Mutter in

die Küche und hebe die Deckel von den Töpfen, um zu sehen, was sie kocht. »Lass das, Rana«, sagt sie. Ich gehe dann meistens in mein Zimmer und mache Hausaufgaben. Ich warte darauf, dass mein Vater von der Arbeit kommt, und wir die Decke auf dem Boden ausbreiten, auf der wir die Speisen anrichten. Dann essen wir alle gemeinsam, und Papa erzählt von seinem Tag. Für mich ist es die schönste Zeit, wenn er zu Hause ist und uns Geschichten erzählt.

In den Wochen vor unserer Reise nach Damaskus hat sich unser kleines Haus mit allerlei Geschenken für unsere Verwandten gefüllt: drei rote Spielzeugautos mit Fernbedienung, für jeden meiner Cousins eines. Verschiedene Barbies in rosa Kleidchen, vier Puppen, die fast so groß sind wie ich. Prächtig bestickte Gewänder aus Organza für die Frauen, in Orange, Lila, Türkis. Konfekt in glänzendem Stanniolpapier, Tafeln weißen Nougats, Schokolade. Schimmernde kleine Pappschachteln in bunten Farben, darin Flakons mit Parfüm und Aftershave. Fast jeden Tag kommt mein Vater nach der Arbeit mit einer Tüte nach Hause und packt den Inhalt in den Kleiderschrank im Schlafzimmer meiner Eltern.

Ich verfolge argwöhnisch, wie der Geschenkeberg wächst und bin traurig, dass ich keines davon bekomme. Ein paar Tage vor unserer Abreise klingelt es an der Tür. Ich warte, dass Mutter sie öffnen geht, doch sie schickt stattdessen mich. Ich wundere mich und habe sogar ein bisschen Angst. Wer kann das sein, und warum soll ich die Tür aufmachen? Vor dem Haus steht mein Vater und grinst. Ich bin so verwirrt, dass ich es nicht gleich sehe. Dann erkenne ich es, es steht direkt hinter ihm – ein Fahrrad! Es ist weiß und silbern, ein Mädchenfahrrad. »Für dich, Rana!«, sagt mein Vater und lacht jetzt sogar. Ich mache

ein hohes quietschendes Geräusch und halte mir die Hände vors Gesicht. Ich springe auf und ab, traue mich aber gar nicht, näher heranzugehen. Das soll wirklich für mich sein? Ich bin außer mir vor Freude. Endlich laufe ich zum Fahrrad, begutachte es, kann nicht fassen, dass ich ein so großes, wunderschönes Geschenk bekomme, einfach so. Dann drehe ich mich zu Papa, umarme ihn, drücke mein Gesicht so fest es geht in seine Schulter, atme seinen Geruch ein und bedanke mich überschwänglich. Danach schiebe ich mein Fahrrad in den Hof. Es glänzt in der Sonne. Das Lenkrad hat weiße Griffe, der Sitz ist weiß, der Rahmen silbern, neu und wunderschön, ohne einen einzigen Kratzer. Ein Fahrrad, nur für mich. Es ist das Schönste, was ich jemals besessen habe. Ich setze mich auf den Sattel, bin schon fast dabei loszufahren, als meine Mutter, die im Türrahmen aufgetaucht ist, sagt: »Nicht hier, Rana. Mädchen fahren in Riad nicht mit dem Rad, das weißt du doch. Das kannst du in den Ferien machen, wenn wir bei Oma in Damaskus sind.« Natürlich würde ich trotzdem sofort losfahren, aber meiner Mutter zu widersprechen, ist immer eine schlechte Idee, vor allem, wenn es darum geht, fromm zu sein und sich so zu benehmen, wie Gott es fordert. Also sage ich mir, noch vier Tage, dann kann ich damit durch die Straßen fahren. Vier lange Tage. Ab jetzt gehe ich jeden Morgen nach dem Aufstehen in den Hof und versichere mich, dass das Fahrrad noch da steht, wo ich es am Abend zuvor verlassen habe, nachdem ich ihm Gute Nacht gewünscht habe.

Dann ist es endlich so weit. Unser alter Ford biegt sich unter der Last des Gepäcks und der vielen Pakete. Mein Rad ist im Kofferraum. Ich schaue noch einmal nach, ehe wir losfahren, damit wir es auch ja nicht vergessen. Auf dem Rücksitz sitzen mein älterer Bruder und ich, meine kleine Schwester in unserer Mitte.

Mein kleiner Bruder ist noch ein Baby, deshalb hält meine Mutter ihn vorne bei sich auf dem Schoß. Als ich ein kleines Mädchen bin, finde ich, dass meine Mutter die schönste Frau ist, die ich jemals gesehen habe. Selbst wenn sie wie jetzt während der Fahrt den *Nikab* trägt und man nur durch den schmalen Schlitz ihre dunklen Augen mit den langen Wimpern sieht, strahlt sie eine Eleganz aus, die allen anderen Frauen zu fehlen scheint.

Es ist halb sieben, als wir endlich alle im Auto sitzen und losfahren. Von Riad nach Damaskus dauert es vierzehn Stunden, wenn man durchfährt. Mit Pausen und der Warterei an den Grenzen brauchen wir meistens den ganzen Tag und die ganze Nacht. Auf dem Rücksitz essen wir Kinder Brote mit Hummus und Hühnchen. Wenn wir zu laut werden, zischt meine Mutter mit strengem Blick eine Ermahnung in unsere Richtung. Wir wissen: Wenn sie so schaut, ist es besser, still und artig zu sein. Wir lassen den Beton Riads hinter uns. Die Häuser werden immer weniger. Bald sind keine Gebäude mehr zu sehen, nur noch sandfarbene Felsen und die Wüste.

Ich bin eingeschlafen. Als ich wach werde, ist die Autotür offen, und Mutter steht vor mir, sie sagt: »Wach auf, Rana, es ist Zeit zu beten.« Wir sind in Hafar Al-Batin, einer Stadt im Osten Saudi-Arabiens, vier Stunden von Riad entfernt, an einer Raststätte mit angeschlossenem Gebetsraum. Es ist unsere erste Pause auf dem Weg nach Damaskus. In der einfachen Moschee rollen wir unsere Teppiche aus und beten. Als wir fertig sind, tankt Papa. Es ist noch nicht einmal zwölf, aber die Sonne brennt schon jetzt unerträglich heiß vom Himmel.

In Arar, kurz vor der Grenze zu Jordanien, halten wir an einem Rasthaus mit einem Kabsa-Restaurant. Ich kann es kaum er-

warten, aber ehe wir essen können, ist es Zeit für das dritte Gebet des Tages. Mir knurrt der Magen, und es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Als wir endlich fertig sind, gehen mein Vater und mein älterer Bruder zum Schalter und bestellen das Essen. Mein kleiner Bruder und ich warten mit Mutter in einem Separee auf die beiden. In Saudi-Arabien hat jedes Restaurant mehrere solcher abgetrennter Räume, in denen Frauen ihren Schleier bei den Mahlzeiten abnehmen können. Alles in diesem Land ist darauf ausgerichtet, dass Frauen sich nie unverhüllt in der Öffentlichkeit zeigen. Jedes Fastfood-Restaurant hat zwei Eingänge, zwei Schalter, an denen Essen bestellt werden kann. Frauen dürfen nur in den sogenannten *family areas* essen, das sind Bereiche, wo Familien gemeinsam speisen oder Frauen, die von ihren Fahrern zum Restaurant gebracht werden, unter sich essen können. Hier dürfen sie sich in Separees auch ohne ihren Mann, ihren Vater oder ihren Bruder aufhalten. Im anderen Teil des Restaurants ist das Essen nur Männern gestattet, die wiederum ohne ihre Familie nicht in der *family area* sein dürfen. Männer und Frauen sind in der Öffentlichkeit in Saudi-Arabien so gut wie immer voneinander getrennt. Ich wundere mich als Kind nie darüber, weil ich mir gar nicht vorstellen kann, dass es irgendwo anders ist als in meiner Heimat. In den *family areas* gibt eigentlich immer der Familienvater die Bestellung für die ganze Familie auf. Es ist für mich so selbstverständlich, mit meiner Mutter darauf zu warten, dass mein Vater das Essen für uns bestellt und es dann an unseren Platz bringt, dass ich mich niemals frage, warum das so ist, und ob es auch anders sein könnte.

Mein Bruder schaufelt das Fleisch gierig in sich hinein, aber Mutter ermahnt nicht ihn, sondern mich, nicht so schnell zu

essen. Ich will mich wehren, aber ohne ihren Schleier sieht Mama sehr müde aus. Ich weiß, es ist besser, nichts zu sagen.

»Noch dreimal so lange fahren, dann sind wir da«, versucht Papa, uns für den Rest der Reise zu motivieren, als wir zurück zum Auto gehen. Ich wünsche mir, es sei schon jetzt so weit. Auf dem Rücksitz schlafe ich ein und träume davon, wie ich mit meinem Rad durch die Straßen von Damaskus fahre.

Das Auto bewegt sich nur langsam vorwärts, als ich das nächste Mal aufwache. Wir stehen im Stau. Es ist dunkel, vor mir sehe ich nichts außer einer Kette aus Bremslichtern und Straßenlaternen. Viele Familien aus Saudi-Arabien fahren im Sommer nach Syrien. Der Urlaub dort ist günstig. Es gibt weiße Strände, türkisfarbenes Wasser und eindrucksvolle Berge. Die Gastfreundschaft der Syrer ist im Nahen Osten berühmt. Fast alle Wagen sind ähnlich beladen wie unserer. So ist das bei uns: Man kommt nicht mit leeren Händen, wenn man Verwandte besucht.

Nach endlosen vier Stunden Warterei an der Grenze sind wir endlich an der Reihe. Mein Vater und meine Brüder steigen aus dem Auto und folgen einem Zollbeamten. Meine Mutter und ich gehen für die Ausweiskontrolle mit einer weiblichen Beamtin in eine abgetrennte Kabine. Erst hier kann Mutter ihren Nikab abnehmen, mit dem alle Frauen irgendwie gleich aussehen, so dass man sie kaum voneinander unterscheiden kann. Nach der Passkontrolle steigen wir wortlos zurück ins Auto und fahren über die Grenze nach Jordanien. Es ist Nacht. Bald sind wir da. Es ist jetzt ganz still im Auto. Ich schlafe wieder ein. Im Morgengrauen, als ich blinzeln versuche, die Augen zu öffnen, halten wir gerade vor dem Haus meiner Großeltern.

Als er noch jung war, arbeitete Opa, der Vater meiner Mutter, in einer Fabrik, in der Stoffe eingefärbt wurden. Und er war Gebetsrufer der Moschee, ein *Muezzin*. Der *Muezzin* ruft seine Gemeinde fünfmal am Tag zum Gebet, zu genau vorgeschriebenen Zeiten, außer am Morgen, denn dann richtet sich sein Ruf, der *Adhān*, danach, wann die Sonne aufgeht. Es ist eine große Ehre, *Muezzin* zu sein, auch deshalb war meine Mutter, die Tochter des *Muezzin*, für viele in der kleinen Stadt eine gute Partie.

Als sie sechzehn wurde, sagte ihre Mutter zu ihr: »Frah, meine liebe Tochter, du bist schön, du bist fromm, du kannst gut kochen und einen Haushalt führen. Wir werden keine Probleme haben, einen sehr guten Ehemann für dich zu finden.« Es ist wohl genau der Satz, den jede strenggläubige Muslima aus einer konservativen Familie gerne von ihrer Mutter hören möchte. Noch heute ist meine Mutter fromm und strenggläubig. Der sehr gute Mann ist mein Vater. Auch ihm ist der Glaube wichtig, doch er lebt ihn anders als meine Mutter. Meinem Vater sind Barmherzigkeit und das Eintreten für seine Mitmenschen wichtiger als die anderen Verhaltensregeln des Islam. Auch er würde niemals eines der fünf Gebote auslassen oder Schweinefleisch essen. Und doch glaube ich, tief in seinem Inneren denkt er, dass es mehr bedeutet, jemandem zu helfen, der sonst keine Fürsprecher hat, als das Morgengebet zu beten.

Die Eltern meiner Mutter wohnen nur wenige Häuser von denen meines Vaters entfernt. Mutter will ihre Eltern sehen, ehe sie die Familie meines Vaters begrüßt. Mein Vater bringt sie und meinen kleinen Bruder zur Tür. Er begrüßt kurz seine Schwiegereltern, sie winken uns, dann steigt Papa wieder in den Wagen, und wir fahren ein paar hundert Meter weiter. Vor dem Haus

seines Vaters hat die Reise für uns alle ein Ende. Im Wohnzimmer drängen sich Oma und Opa um uns, auch die sieben Geschwister meines Vaters sind gekommen, dazwischen wirbeln meine zehn Cousins und Cousinen durchs Wohnzimmer, voller Vorfreude auf die Geschenke. Alle sind aufgestanden, um Papa zu begrüßen, es folgen Umarmungen, ehe die Männer die Pakete und Koffer vom Dach unseres Fords heben, um sie ins Wohnzimmer zu tragen. Mein Onkel Bark schiebt mein Fahrrad in den Hof, ich laufe die ganze Zeit neben ihm her, und er bewundert es ausgiebig. Ich will am liebsten gleich losfahren, aber Oma ruft mich in die Küche. Als Mädchen muss ich ihr dabei helfen, das Frühstück zu servieren. Ich trage Teller mit Hummus und Käse ins Wohnzimmer, alle sitzen um Vater herum und hören ihm zu. Er redet und lacht. Seine Augen sind winzig klein, weil er so müde ist. Nach dem Frühstück geht er sofort ins Bett.

Als mein Vater schlafen gegangen ist, bin ich hellwach und aufgedreht. Meine Cousinen spielen mit ihren neuen Barbies. Meine Cousins fahren im Hof ihre neuen Autos spazieren. Oma wäscht ab. Aus der Küche höre ich die Teller klirren. Ich stehe mich zu ihr, setze mich auf einen Stuhl neben der Spüle und schaue ihr zu. Ich reiße mich zusammen, lasse angestrengt ein paar Minuten verstreichen, die sich anfühlen wie eine Ewigkeit, dann halte ich es nicht mehr aus und frage möglichst beiläufig: »Brauchst du vielleicht etwas aus dem Supermarkt, Oma?« Sie schaut mich zuerst verwundert an, dann lacht sie und sagt: »Du willst doch nur mit deinem Fahrrad fahren, Rana, tu doch nicht so!« Ehe ich traurig sein kann, weil sie Nein gesagt hat, gibt sie mir ein paar Münzen und sagt: »Na gut, dann bringe mir zwei Kilo Tomaten, aber fahr vorsichtig! Weißt du noch, wo Abbu Amin seinen Laden hat?« Ich nicke freudig und renne schon

aus der Tür. Ich kann mein Glück kaum fassen, springe auf das Fahrrad und schieße los. Ich merke daran, wie gut es fährt, dass es brandneu ist. Es gleitet fast geräuschlos über den Asphalt. Ich muss mich kaum anstrengen, um schnell zu fahren. Es ist noch nicht zu heiß so früh am Morgen, und der Himmel ist blau. Ich spüre den Fahrtwind, der mir ins Gesicht und durch die Haare weht, ich rieche den Sommer in der Luft, den Duft von Jasmin. Ich fühle die aufkommende Hitze und bin einfach nur glücklich. Ich will die Straße hinunterfahren, bis es nicht mehr weitergeht, so gut fühlt sich der Wind in meinen Haaren an. Ich bin so unbeschwert, wie ich es noch nie gewesen bin. Dieser Moment gehört zu den wichtigsten in meinem Leben, in diesem Sommer in Damaskus habe ich die Freiheit gespürt. Noch heute fühle ich mich auf einem Fahrrad so selbstbestimmt wie sonst selten, denn wenn ich auf einem Fahrrad sitze, muss ich nicht auf andere warten, bis ich losfahren kann. Ich kann so schnell fahren, wie ich möchte, anhalten, wo und wann ich will. Ich bestimme selbst, in welche Richtung es geht und wie weit der Weg ist, den ich zurücklegen will. Wenn ich keine Lust mehr habe, drehe ich einfach um. Ich weiß noch heute, dass ich damals gerne stundenlang weitergefahren wäre, dieses Gefühl soll für immer anhalten, wünsche ich mir in diesem Moment. Aber ich denke an Oma und die Tomaten, die ich kaufen soll.

Vor dem Kiosk lehne ich mein Rad an einen Pfosten vor dem hellblauen Gebäude mit dem Vordach aus Wellblech und dem Pepsi-Schild, auf dem steht »Frisches Obst und Gemüse«. Im Eingang hängen Chips-Tüten von einem kleinen Gerüst aus Metall, dahinter stehen zwei Kühlschränke mit eiskalten Limonadendosen. Abbu Amin, der Kioskbesitzer, grüßt mich freundlich. Er kennt meine Onkel und Tanten, meinen Vater, meine

Mutter, überhaupt alle in Jobar, diesem Vorort von Damaskus. Er lächelt mich an, während er zwei Kilo Tomaten abwägt. Ich gebe ihm alle meine Münzen, fünf Stück. Er grinst jetzt richtig breit und streicht mir über den Kopf. »Das ist viel zu viel«, sagt er und gibt mir drei davon zurück. Ich bedanke mich, gehe nach draußen und hänge stolz den Beutel über das Lenkrad. Ich fahre erhobenen Hauptes zurück zu Oma. In der nächsten Woche wird es zu unserem täglichen Ritual: Nach dem Frühstück schleiche ich mich zu ihr in die Küche und frage sie, ob ich etwas für sie besorgen kann. Sie lacht, gibt ihre Bestellung auf, legt ein paar Münzen in meine Hand. An den Tagen, an denen es nichts gibt, was ich für Oma besorgen kann, fahre ich ohne Ziel durch die Straßen. Ich fühle mich so glücklich und frei, dass ich nicht anders kann, als den ganzen Tag über selig zu lächeln. In den Gesichtern der Menschen, die mir begegnen, spiegelt sich meine Freude, sie lächeln zurück. Es ist, als würde mich die Freundlichkeit der Menschen tragen, sich in mir ausbreiten wie die Sonne, die jeden Morgen höher wandert, bis es Mittag ist und sie den höchsten Punkt am Himmel erreicht hat. Während meiner Ausflüge denke ich über nichts nach, was meine Laune trüben könnte, ich mache mir keine Sorgen, bin einfach nur erfüllt und genieße das Alleinsein. Ich bin mir selber genug. In Riad kann ich nur in meinem Zimmer alleine sein, auf der Straße bin ich fast immer in Begleitung: Wenn ich mit meiner Nachbarin zur Schule laufe, wenn ich mit meinem Vater einkaufe, wenn ich mit meinen Eltern essen gehe ...

In den Sommerferien in Damaskus ist alles etwas freier. Die Tage gleichen einander weniger als in Riad. Opa repariert Dinge im Haus. Manchmal dürfen meine Geschwister und ich ihm dabei helfen. Dann bittet er uns, drei Nägel aus seinem Werkzeug-

kasten zu bringen, oder ihm die Zange zu reichen. Manchmal flucht er, wenn ihm eine Reparatur misslingt. Dann ist es besser, schnell wegzugehen. Wenn Opa zornig ist, habe ich Angst vor ihm. Seine Augen funkeln, wenn er wütend ist, und seine Stimme wird laut. Ich kenne so ein Verhalten von niemandem sonst. Bei uns zu Hause wird nicht geschrien. Mein Vater wird niemals laut. Wenn er mich rügt, dann spricht er dabei ruhig und bestimmt. Doch meistens ist er sanft und liebevoll zu uns. Ich kenne niemanden, der so gut ist wie mein Vater. Schon als kleines Mädchen war ich völlig vernarrt in ihn.

Aus den Erzählungen meiner Mutter weiß ich, dass er schon immer ein fleißiger, ernster Mann gewesen ist, der nicht laut reden musste, um gehört zu werden. Einer, der keinen Ärger machte und sich der Arbeit mit stiller Hingabe widmete, die keinen Applaus verlangte. Auch seine Vorgesetzten merkten schnell, dass er jemand war, den die anderen respektierten, sie beförderten ihn zum Gruppenleiter. Mein Vater konnte noch nie Nein sagen, wenn man ihn um Hilfe bat, und so wurde er in Riad für viele Syrer, die neu in der Stadt waren, zum wichtigen Ansprechpartner. Wenn jemand noch keine Unterkunft hatte, ließ mein Vater ihn bei sich schlafen. Wenn ein anderer noch kein Geld hatte, liebte mein Vater es ihm bereitwillig. Wenn das Telefon klingelte, tat er sein Bestes, der Person am anderen Ende der Leitung einen guten Rat zu erteilen.

Das änderte sich, als meine Mutter nach Riad zog. Zu Beginn duldeten sie es noch, dass oft Arbeiter bei ihr und ihrem Mann wohnten. Doch irgendwann schob sie dem Ganzen einen Riegel vor und sagte zu meinem Vater: »Wir sind kein Hotel und auch keine Pension. Ich möchte mir mein Haus nicht die ganze Zeit mit irgendwelchen fremden Männern teilen.« Danach kam